Die Weide.

Eine gälische Geschichte von K. v. Roden.

„Henri, ich habe heute Nacht ganz furchtbar geträumt."

„Kein Wunder. Die vielen Reiseeindrücke, die Uebermüdung ...",

„Nein, Heinrich. Es war etwas anderes. Es war kein Traum, wie sie sonst sind. Es war ein Erlebniß."

„Tausend! Und was hat denn mein Weibchen erlebt?"

„Ich sagte Dir schon, etwas Furchtbares. Aber wirst Du nicht spotten?"

„Hab' ich schon je über mein Weibchen gespottet? Gar keine Spur. — Komm, setz' Dich her und erzähle."

„Also höre. Ich habe im Traum einen Teich gesehen. Einen großen Teich, mit stillem, ruhigem, fast schlafendem Wasser. Schwarze Schwäne mit rothen Schnäbeln schwammen auf seiner Fläche herum. In der Mitte des Teiches lag eine Insel. Nicht groß. Vier-, fünfmal so groß wie dieses Zimmer. Wir gingen um den Teich herum und die Schwäne folgten uns, Kreise ziehend auf dem Gewässer. Du lachst."

„Nein. Mir wird nur schon gruselig, weil Du mit so viel Stimmung erzählest."

„Wenn Du spottest, erzähle ich nicht weiter. Wir gingen im Schatten mächtiger, zu einem großen Park gehörender Bäume. Es lag etwas drückendes in der Luft, und auf mir lag es wie eine düstere, trübelastende Ahnung. — Aber Du bist unausstehlich, Du lachst ja schon wieder."

„Ich? keine Spur. Ich freue mich nur über das entzückende Bild."

Sie zuckte ungeduldig mit den Achseln. „Du willst also nicht weiter hören?" —

„Aber ich höre ja, Kind. Jedes Wort. Der Teich, die Schwäne, die Bäume, die Magenbeschwerden."

„Wieso Magenbeschwerden?"

„Na, das ist doch klar. Du hast gestern Abend zu viel gegessen. Irgend was schwer Verdauliches. Richtig, Hummer-Salat. Wie kann man am Abend Hummer-Salat essen, wenn man ihn nicht verträgt. Ueberlaß das mir. Ich träume niemals darauf. — Ich vertrage ihn."

Sie ließ ganz entmuthigt die Arme sinken.

„Du willst meinen Traum also wirklich nicht hören?"

„Aber im Gegentheil. Es ist ja hochinteressant."

„Ich weiß gar nicht mehr, wo Du warst."

„Es ist auch besser, Du hältst Dich dabei nicht auf. Es waren die Schmerzen. Der Druck, Du weißt schon, der Druck auf die Seele."

„Ein Boot nahm uns auf, und wir fuhren zur Insel hinüber."

„Aha."

„In der Mitte der Insel stand eine mächtige Trauerweide. So groß, daß die Zweige die ganze Insel fast überdeckten. Einige Zweige hingen sogar in's Wasser hinab. Wir setzten uns unter den Baum. Plötzlich erschallt aus dem Stamme des Baumes eine Stimme: „Um Gotteswillen, rettet mich! Rettet meinen Leib und meine Seele!" — O Heinrich! Wenn Du Dir vorstellen könntest, wie entsetzt, wie zu Tode erschrocken ich war. Die Stimme, die entsetzliche Stimme hatte wie aus mir selber geklungen, was auch erklärlich war, da ich ..."

„Da Du das Alpdrücken hattest, mein Kind. Nein, nein, ich spotte nicht, denn ich sehe, wie Dich Dein Traum auch jetzt noch erregt. Armes, kleines Weibchen mußt so dummes Zeug träumen, um sich aufregen zu lassen."

„Es war ja auch entsetzlich. Ich wollte laut aufschreien vor Angst. Aber als ich auffuhr im Bette, da hörte ich Dein ruhiges Athmen neben mir, und da, da wußte ich erst, daß es ein Traum war. Jedenfalls aber werde ich der ersten Nacht hier im Hause gedenken."

„Hoffentlich sind die anderen so, daß Du die darüber vergißt. Laß nur mich dafür sorgen," scherzte ich und trat an das Fenster, während mein Frauchen sich ihr Haar zurechtmachte.

Ich zog die Rouleux hoch und öffnete die Scheiben. Ein herrlicher Rosenduft drang zu uns herein.

„O wie schön," rief meine Frau. „Und die Aussicht? Ist sie schön?"

„Ja . . a . . sehr . . . schön," sagte ich. „Wie komisch Du das sagst"

Und ich glaube allerdings, daß ich es sehr komisch gesagt haben muß, denn in dem Augenblick fragte ich mich selber, ob ich wache oder träume. Ich sah nämlich rechts und links hohe majestätische Bäume in einem Parke sich hinziehen. Weithin bis zu einem Teich, und ..."

„Großer Gott," schrie meine Frau, die hinter mich getreten war, um auch die Aussicht zu sehen, „das ist . . . das ist ja mein Teich! Die Insel . . . die Trauerweide! Siehst Du sie, Heinrich? . . . Das ist mein Traum!" Und sie klammerte sich ganz entsetzt an mich an.

„Es ist allerdings seltsam. Aber aufzuregen ist dabei nichts. Unsere Wirthe haben Dir jedenfalls, bevor wir gemiethet, in irgend einem Briefe die Aussicht beschrieben."

„Nein, Henri. Ich kann es beschwören. Ich habe ja auch noch alle Briefe zu Haus. Dann wirst Du es ja sehen. Und die Insel .... Du siehst sie ja doch ...."

„Ich . . . eigentlich sehe ich sie nicht, aber . . ." Aber ich log, denn ich sah sie. Hell hob sie sich ab von dem dunklen Wasser des Teiches, die kleine, von der riesigen Weide wie von einem grünenden Schirme überdachte, lauschige Insel.

Und meine Frau an mich ziehend und ihr, die noch immer wie auf eine Vision da hinausstarrte, einen Kuß gebend, sagte ich lächelnd:

„Und wenn Madame ihre Toilette etwas beschleunigen will, dann können wir ja sehen, wie weit die Wirklichkeit ihrem Traume entspricht.

Zehn Minuten später waren wir fertig und suchten hinaus. Suchten. Denn wenn man spät Abends in ein wildfremdes Haus kommt, findet man sich nicht gleich zurecht. Im Vestibül trafen wir mit unserem „Wirthe", dem Besitzer des Schlosses, zusammen.

„Oh," sagte er, „so früh schon auf? Aber hinaus laß ich Sie nicht. Nein, um keinen Preis. Erst wird gefrühstückt. Denn so gesund die Gegend auch ist, vor 9 Uhr rathe ich's keinem Fremden hinauszugehen. Er holt sich zu leicht das Fieber."

„So? Na, das ist ja sehr nett. Und Abends?"

„Da ist auch keine Gefahr. Vor Sonnenuntergang thun Ihnen die Sumpffieber nichts."

„Allerliebste Gegend," rief ich entzückt. „Aber davon haben Sie mir doch gar nicht geschrieben?"

„Wozu denn? Das versteht sich bei uns doch von selbst."

„So? Na dann allerdings. Also wenn uns das Frühstück servirt werden kann . . . ."

„Ich werde Sie bitten, mit mir und meiner Frau das unsere zu theilen."

„Sehr liebenswürdig, aber . . ."

„Aber ein Widerspruch wird nicht geduldet, nicht wahr, Jeanette?" und er wandte sich an seine entzückende kleine Frau, die eben eintrat und uns herzlich begrüßte.

„Wenn es sich um das Frühstück handelt, gewiß nicht. Der Frühstückstisch ist gedeckt. Kommen Sie, liebe Frau." Und da meine Frau mitging, blieb mir natürlich nichts Anderes übrig, als ihrem Beispiele zu folgen.

Und ich bereute es nicht. Nicht nur weil das Frühstück wirklich brillant war, nein, auch unsere Wirthe waren charmant. Sie vermietheten nur, um Gesellschaft zu haben. „Man ist so allein hier, und wir hoffen, Sie schließen sich recht an uns an. Natürlich sagten wir zu. „Und wissen Sie auch, warum wir so zeitig hinab wollten?" fragte ich.

„Nein!"

Und nun erzählte ich ihm den Traum meiner Frau.

„Das ist seltsam," sagte er. „Mehr als seltsam, weil dieser Traum zu einer Sage paßt, die seit Jahren hier umgeht."

„Oh!" machte ich, und natürlich mußte der Mann jetzt erzählen.

„Das Schloß hier," begann er, „hat vor Jahren dem Baron von Kerganoz noch gehört. Wir — das heißt meine Eltern — hatten hier in der Nähe ein ganz kleines Gütchen. Natürlich dehnten sich unsere Ausflüge oft bis hierher aus. Und eines Tages kam ich auch mit meiner kleinen Braut her, meiner jetzigen Frau. Der gefiel's wunderbar gut. Das Schloß stand seit achtzehn Jahren leer. Es war zu verkaufen. Aber Niemand kaufte es, weil die Sage ging, daß es hier spuke."

„Oh!"

„Ja. Der letzte Besitzer hatte das Schloß im Stiche gelassen, nachdem hier ein Mitglied seiner Familie spurlos verschwunden war. Und der Geist dieser verschwundenen Person soll nun hier spuken."

„Unglaublich! Und im zwanzigsten Jahrhundert glaubt man noch solches Zeug!"

„Ich und meine Braut fürchteten uns nicht. Ich kaufte das Schloß."

„Und haben Sie den Geist, das Gespenst, niemals gesehen?" fragte meine Frau ganz beklommen.

„Doch. Hundertemale. Das heißt das, was die Leute Gespenst nennen. Drüben auf der Insel ist es sehr häufig zu sehen. Eine Nebelerscheinung, die sich aus den Dünsten des Teiches erhebt und in der Phantasie des abergläubischen Volkes gleich eine übernatürliche Gestalt annimmt."

„So wird's natürlich auch sein," sagte ich.

„Aber diese verschwundene Person?" fragte meine Frau. „Wer war die? Hat man ihre Spur nicht gefunden?"

„Nein. Es war ein junges Mädchen. Siebzehn oder achtzehn Jahre alt. Die Nichte des Barons Valentine von Kerganoz. Man suchte sie tagelang umsonst. Ueberall. Einige behaupteten, sie sei entführt worden. Aber ihr Onkel, der sie anbetete, und der Pfarrer und die Wirthschafterin und Alle, die die junge Baroneß kannten, wiesen eine solche Erklärung mit Entrüstung zurück. Natürlich wob sich sofort ein Legendenkreis um das Verschwinden des jungen Mädchens, und das „Gespenst", das sich zeigt, ist um so gewisser das ihre, als die Insel der Lieblingsplatz der Verschwundenen war."

„Wie schauerlich," sagte meine Frau.

„Wenn Sie wollen, können wir jetzt hingehen, und wenn wir Glück haben, finden wir die Baroneß todt oder lebendig."

„Pfui," verwies die Frau ihm den Scherz. „Ich möchte nur wissen, was Du thätest, wenn Du ihre Leiche noch fändest."

„Ich würde sie begraben lassen und. . . ."

„O, mein Gott," unterbrach ihn meine Frau, „die Worte, die ich geträumt habe . . . darauf gehen diese Worte: Rettet meinen Leib und meine Seele!"

„Ach, vergessen Sie doch Ihren Traum. Kommen Sie, wir gehen."

„Ja, ja, ich komme. Aber . . ." Doch sie schwieg. Es glaubte ja doch keiner an ihre Träume.

* * *

Herrlich der Park von Kerganoz mit seinen mächtigen Platanen, seinen prachtvollen Johannisbrodbäumen, seinen großen, knorrigen Eichen, seinen blühenden Mispeln, seinen Kastanienbäumen, seinen Silberpappeln und den dunklen Blutbuchen, die wie rothe Schatten aussahen zwischen dem saftigen Grün. Herrlich die prächtige von vielhundertjährigen Bäumen umsäumte Wiese, die bis zum Teiche sich hinzog. Prachtvoll der Weg unter dem dichten, schattigen Laubdach. Wunderbar schön der Teich selbst, auf welchem — wahrhaftig! ganz wie im Traum meiner Frau — schwarze Schwäne umherschwammen, auf uns zu, und uns folgten.

Und dort im Dickicht ein Boot.

Meine Frau sagte nichts. Aber ich sah, wie ein Schauer sie überfiel.

„Willst Du umdrehen?" fragte ich sie.

„Nein — ich komme mit." Und sie stieg ein.

„Nun," fragte unsere Wirthin, „Und werden Sie auch den Muth haben, sich unter die Weide zu setzen?"

„Warum nicht?"

„Wenn Sie aber dann die Stimme vernähmen.

„Es wäre entsetzlich."

Indessen landeten wir. Es war mehr ein großer Rosenfleck als eine Insel. In der Mitte desselben die Weide. Riesig groß, wie ich noch nie eine gesehen. Der mächtige Stamm sich erst in Zweimannshöhe in fünf dicke, knotige Aeste theilend, von denen hundert Verzweigungen ausgingen, tief niederhängend mit ihrem graugrünen Blattwerk. Einige sogar tief bis ins Wasser.

„So, das ist unsere Weide. Sieht sie so aus, als ob sie ein dunkles Geheimniß verbärge?"

„Es ist in den heißen Tagen ein geradezu prachtvolles Plätzchen. Zur Zeit der Kerganoz", erklärte unser Wirth, „standen hier Bänke und Stühle und Tische, die ich aber fortschaffen ließ, weil sie mir die Poesie dieses Platzes hier stören. Eine Hängematte, das eher, Mehr aber auch nicht."

Ich war indeß um den Baum herumgegangen und schlug mit dem Stock an seinem Stamm.

„Teufel, er ist aber hohl."

„Auf der Seite dort ja, was aber, wie Sie sehen, unseren Baum nicht daran hindert, noch immer, seit drei-, vierhundert Jahren, zu grünen. Ja, ja, wenn man bedenkt, ein Baum, der zwölf, fünfzehn Generationen von Menschen an sich hat vorübergehen sehen! Was könnte der uns alles erzählen. Was mag der alles gesehen und lauschat haben. Wie viel Glück, wie viel Verzweiflung; wie viel Hoffnungen und Enttäuschungen!"

„Wer weiß, vielleicht weiß er auch, wohin die schöne Valentine verschwand. Aber was ist Ihnen?" Der Ausruf galt meiner Frau, die schreckensbleich dastand und wie geistesabwesend nach dem Baum starrte.

„Dort. . . . dort," und sie wies mit der Hand dort hinauf. „Dort, wo dieser Ast sich da abzweigt. Seht Ihr dort nichts?"

„Wo denn? Diese weißliche Stelle? Ein Riß, wie er in jedem Baum dieses Alters hundertmal vorkommt."

„Nein. . . nein. . . kein Riß . . . . ein . . . ein" und sie schluchzte vor schnürender Angst beinahe auf. „Ein Finger ist's . . . . wie . . . . wie von einem Skelett."

„Aber Weibchen, Dein dummer Traum hat Dich völlig verwirrt."

„Nein. . . . ich seh's ganz genau . . . sieh doch hin. . . . Du mußt es doch auch sehen! Dort ist eine Hand . . . . eine menschliche Hand. . . . Ich sehe, wie die Fingerspitzen sich umgekrallt haben. . . Sieh doch! so sieh's doch!"

Und — wahrhaftig. . . . war's Suggestion oder war war's? Jetzt sah ich's auch. Jetzt sahen wir's alle. — Einen verknöcherten Finger, der sich fleischlos hervorkrallte.

Unser Wirth war schnell entschlossen. —

„Bleiben Sie nur ruhig da, meine Damen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie nichts zu sehen bekommen werden, was Sie erschrecken kann. . . . Aber helfen Sie mir. . . ." Und von mir unterstützt, gelang es ihm, den einen Ast der Weide so zu erfassen, daß er sich hinaufschwingen konnte. Vorsichtig rutschte er auf dem Aste dem Stamme zu weiter, die kleinen Aeste bei Seite schiebend. Jetzt konnte er sich auch aufrichten. Und nun schritt er vorsichtig weiter.

„Teufel, der Stamm ist so hohl, daß ich beinahe hineingefaust wäre."

„Ich bitte Dich um Gotteswillen, gieb Acht."

„Nur keine Angst."

Langsam ließ er sich auf dem Ast nieder, bog die Zweige zurück und sah in die Höhlung des Stammes hinein.

Plötzlich richtete er sich auf, packte den Ast und schwang sich hinab. Todtenbleich stand er da.

„Nun?!"

„Nichts. . . . Ich habe nur sie gesehen. Valentine von Kerganoz, oder vielmehr das, was von der Unglücklichen übrig bleibt: ein Skelett. Ja, Ihre Frau hat die Wahrheit geträumt. Es ist so. Das war die Todte, die nach der Rettung ihres Leibes und ihrer Seele schrie. . . . Wenn Sie mir folgen, fahren wir die Damen erst rüber. Dann — nein — am besten ist's wir theilen's den Behörden erst mit." —

Und so geschah's.

Der Richter, der Arzt und der Pfarrer, alle drei kamen. Eine Stunde lang brauchte man, ehe man die Reste der Todten aus der Baumhöhlung brachte. Die Todte war zweifellos Valentine von Kerganoz. Wer sollte es auch sonst sein? Und der alte Pfarrer erinnerte sich noch, daß das Mädchen oft in die dichtesten Zweige der Weiden zu klettern pflegte, um dort, wie sie sagte, „der Erde entrückt" zu träumen und zu lesen. Unter dem Gewichte der Last mochte der morsche Stamm eingebrochen, und so zum Sarge des Mädchens geworden sein.

Das war die Lösung des Räthsels.

Meine Frau aber hielt es nicht länger aus auf dem Schlosse. Sie konnte die Weide nicht sehen, die schreckliche Weide.

Einst—und Jetzt.

Erzählung von J. R. Capelle.

„Ein Brief aus Wien, lieber Vater!" — sprach ein schlank gebauter Mann bei seinem Eintritt in das Arbeitszimmer des Herrn von Wetzenstein, — „ich wollte gerade auf die Jagd gehen, als der Briefträger ihn brachte!"

„Aus Wien?" meinte der alte Herr erstaunt, „Du machst mich neugierig, laß sehen, — ich kenne ja Niemand mehr in der Hauptstadt."

Bei diesen Worten erbrach er den Brief und vertiefte sich in das Studium der vier, von feiner Damenhand eng beschriebenen Seiten. Plötzlich erröthete er, faltete das Schreiben hastig wieder zu sammen und legte es schweigend in ein Schubfach seines Schreibtisches.

Der junge Mann war in discreter Entfernung vom Tische, an dem sein Vater saß, stehen geblieben: „Begleitest Du mich heute nicht zur Jagd?" fragte er näher tretend.

„Nein, Georg, ich danke."

„Nun dann, — auf Wiedersehen heute Mittag!" sagte dieser fröhlich und wandte sich zum Gehen. —

Sobald sich Herr von Wetzenstein allein sah, holte er den Brief wieder aus dem Schubfache hervor und betrachtete lange sinnend das Couvert, ehe er den zusammengefalteten Bogen daraus entnahm. Endlich entschloß er sich dazu und durchlas ihn nochmals.

Er lautete folgendermaßen:

„Sie werden überrascht sein, Herr von Wetzenstein, von mir, nachdem ich so lange Jahre geschwiegen, diese Zeilen zu erhalten. — Sollten Sie je gewünscht haben, an mir gerächt zu werden, so jubeln Sie, denn Sie sind es! — Das Schicksal hat es übernommen, mit mir zu richten!

Vor mir, auf dem Schreibtische, steht ein venetianischer Spiegel, — Sie kennen ihn! — Doch, was er mir sagte, als wir Beide noch jung waren, schmeichelt er mir heute nicht mehr; er sagt, die schöne Else — so nannten Sie mich in Ihren Gedichten — sei dahin. Denn wie er einst der Spiegel meiner Jugend war, so ist er jetzt noch gleich treu in meinem Dienste und er lügt auch jetzt nicht, denn er sagte mir, ich sehe alt, recht alt aus und dahin, — auch die süßen Zukunftsträume von Glück und Liebe.—

Ich habe nichts vergessen. — Erinnern Sie sich jenes Abends im Hause meiner Tante, der Baronin U . . . Oh! Ich erinnere mich noch sehr genau dieses Abends! —

Seit sechs Monaten liebten Sie mich, ohne je gewagt zu haben, mir mit einem Worte davon zu sprechen. — Ich hatte wie eine Vorahnung, daß Sie es mir an jenem Abende gestehen würden. — —

Sie saßen hinter mir in einer Fensternische. Durch's offene Fenster wehte der lose Nachtwind herein und spielte mit meinen schwarzen Locken — sie waren wirklich schön — damals — nicht wahr? — Jetzt sind sie ergraut — und bald werden sie ganz weiß sein. —

Ihr erstes Geständniß datirt von jenem Abend her, — ich wies Sie nicht zurück, — im Gegentheil.

Kaum einen Monat später hielten Sie um meine Hand an — sie wurde Ihnen verweigert.

Warum hatte ich Sie denn ermuthigt? — Weil ich wünschte, was die Meinen nicht wollten; und doch gab ich ihrem Drängen nach. Ich besitze eine Abschrift jenes Briefes, welcher unseren Beziehungen ein Ende machte, und nicht ein Wort steht in diesem Schreiben, — das ich nicht nachträglich bitterlich bereut hätte! — Der Brief besagte, daß die Verschiedenheit des Ranges zwischen uns allein schon genügend sei, um mir zu verbieten, an Sie fernerhin auch nur zu denken!

Und doch — beim heiligen Gotte — ich dachte nur an Sie, ich war stolz auf die Liebe, die Sie mir gewidmet hatten, und dennoch ward ich wankelmüthig im entscheidenden Augenblicke.

Fünf Jahre darauf erhielt ich von Ihnen einen Brief, in welchem Sie mir mittheilten, daß Sie all' die Jahre zu vergessen gesucht, es aber nicht gekonnt, und daß ich Ihr Lebensglück gebrochen, indem ich Ihnen Hoffnungen gemacht hätte, an deren Erfüllung ich nie gedacht!

Wissen Sie, warum ich Ihnen damals nicht antwortete? Ich durfte nicht mehr, ich war verheirathet! —

Ein Mann hatte um meine Hand geworben, der, obgleich schon über die erste Jugend hinaus und halb ruinirt war.

Mein Vater, stolz auf eine Verbindung, die mich zur Verwandten einer fürstlichen, fast königlichen Familie machte, erzwang meine Einwilligung, trotz meiner Abneigung gegen seine Person heirathete ich den Herzog F. —!

Seit meiner Heirath ist mein Leben nichts als eine ununterbrochene Reihe von Erniedrigungen, Schmach, Gram und Schmerz gewesen.

Kaum ein Jahr waren wir verheirathet, da nahm der Herzog sein früheres verwerfliches Leben wieder auf und ich ward ihm mehr und mehr entfremdet. Beim Spiel und Champagner vergaß er sogar, daß er Vater war, denn wir hatten ein Kind, eine Tochter, die mein einziger Trost ward inmitten meiner Schmerzen und meiner Einsamkeit. Auf sie übertrug ich all' meine Liebe und nur sie ließ mich das Bittere meines Daseins ertragen.

Glauben Sie mir, — Sie sind schrecklich gerächt worden.

Heute bin ich wieder Wittwe und wenn ich mich entschlossen habe, Ihnen mein Inneres zu offenbaren, so thue ich es nicht Ihretwegen, nicht um mich vor Ihnen zu rechtfertigen und dann zu erflehen, was Sie mir einst mit Ihrem ganzen Ich entgegenbrachten, — denn der Gram hat seit Langem schon die Gluth der Jugend in mir ertödtet; — ich habe einen anderen Grund, diese Zeilen, diese Erklärung längst vergangener Ereignisse an Sie zu richten, — eine Bitte!

Sollte Ihr wundes Herz selbst meinem Andenken etwas Mitleid verweigern, so verbrennen Sie diesen Brief auf der Stelle. — Nur wenn er Ihnen noch eine liebe, traurige Erinnerung ins Gedächtniß ruft, aber nur dann — prüfen Sie sich genau weiter! — und dann lesen Sie weiter!

Meine Tochter ist herangewachsen, sie ist siebzehn Jahre alt. — Es fällt einer Mutter schwer, ein unparteiisches Bild ihrer eigenen Kinder zu entwerfen, deshalb theile ich Ihnen nur mit, daß sie für sehr hübsch gilt und daß ihr Herz noch besser als sie schön ist. Ich bin eine alte Frau, während meine Tochter das geworden ist, was ich gewesen.

Wenn sie irgendwo ein zweites Exemplar Ihrer selbst wüßten, dreißig Jahre jünger als Sie jetzt sind, — sollte dieses Ihr Ebenbild nicht auf der Suche nach einem jungfräulichen Herzen sein, dem es das seine schenken möchte?

Ich habe nur zwei wahrhaft vollkommene Menschen gekannt hienieden, — das waren Sie und meine Schwester.

Ein Mann für meine Tochter kann mir deshalb nur dann willkommen sein, wenn Sie ihn mir vorschlagen, denn seit Langem schon habe ich meiner armen Schwester die Augen zugedrückt! — Ach — blindlings würde ich gut heißen, was Sie mir empfehlen.

Mehr brauche ich Ihnen nicht zu sagen. — Ich hoffe nichts mehr für mich, aber ich gebe noch nicht alle Hoffnung für meine Aurelie auf; die schönste Rache, die Sie nehmen könnten, wäre, das Kind jener Frau glücklich zu machen, die Ihnen soviel Gram bereitet, und das wäre eine edle Rache, eines Edelmannes, — Ihrer werth! Die Mutter verzichtet auf ihren Stolz, damit ihrer Tochter die Ehre zu Theil werden möchte, Ihren Namen zu tragen, vorausgesetzt, daß sie einen Sohn haben, der Ihnen gleicht!" —

* * *

„Nun," fragte Herr von Wetzenstein seinen Sohn, „hast Du Glück gehabt auf der Jagd?"

Der alte Herr war gegen seine Gewohnheit unruhig.

Georg lächelte selbstgefällig und geheimnißvoll:

„Ich habe mir es auf dem Wege anders überlegt," sagte er, „und bin nicht jagen gegangen; ich habe vorgezogen, einen Spaziergang zu machen! Und Du, Vater, was thatest Du während meiner Abwesenheit?"

Herr von Wetzenstein erhob schnell den Blick:

„Ich dachte an Deine Verheirathung!"

„In meinem Alter!" sagte Georg überrascht.

„Nun, wann denn? — Du bist nun bald dreißig Jahre alt, oder glaubst Du etwa, man müsse ein Alter erreicht haben, um zu heirathen?"

„Das gerade nicht — und — offen gestanden, der Gedanke ist mir nicht neu mehr, — was meinst Du, — wenn ich meine Cousine Anna heirathete?"

„Aber die hinkt ja und ist häßlich wie die Nacht!" rief Herr von Wetzenstein und machte eine Grimasse.

„Oh! — Bist Du dessen auch ganz sicher? — Sie hat einen Fuß ein klein wenig kürzer als den andern."

„Und wenn sie geht, wackelt sie wie ein Flachboot auf hohem Meere!"

„Das habe ich noch nicht bemerkt! — Ich weiß nur, daß Alt-Wortwitz jährlich netto 40,000 Gulden einbringt!"

„Man sagt so?"

„Nein, ich weiß es von maßgebender Seite. Der Notar meiner Tante hat es mir versichert!"

Einen Augenblick wurde es still im Zimmer, — dann zerriß Herr von Wetzenstein langsam den Brief, den er aus Wien erhalten hatte und sah seinen Sohn mit einem unsagbar traurigen Lächeln an, dann meinte er ernst:

„Bist du auch sicher, daß keine Hypotheken auf der Besitzung lasten?"

Was ein Koffer halten kann.

Von einem Zauberkoffer lesen wir in der Wiener „Zeit": Durch einen Lokalaugenschein wurde letzthin die Thatsache erwiesen, daß in einem Holzkoffer von 1 Meter 15 Zentimeter Länge, 45 Zentimeter Breite und 50 Zentimeter Höhe folgende Gegenstände Platz haben: Ein Winterrock mit Kragen, ein Lodenrock, ein gewöhnlicher Winterrock, zwei Astrachan-Winterröcke, ein Ueberzieher, ein kompleter Winteranzug, zwei Tuchanzüge und ein Damenpelztragen. Der sonderbaren Feststellung lag eine Klage des Krawattenerzeugers Nathan Weiß gegen die Versicherungsgesellschaft Assicurazioni Generali zu Grunde. In der Wohnung des Klägers war nämlich ein Zimmerfeuer ausgebrochen, bei welchem ein Koffer in den angeführten Maßen beschädigt, und die darin aegeblich untergebracht gewesenen, oben erwähnten Kleidungsstücke unbrauchbar gemacht wurden. Der Kläger hatte mit einem Inspektor der Versicherungsgesellschaft einen Vergleich dahin abgeschlossen, daß ihm die Gesellschaft 514 Kronen vergüte. Die Gesellschaft verweigerte jedoch die Bezahlung mit der Begründung, daß in einem solchen Koffer unmöglich so viele Kleidungsstücke Platz finden könnten. Bei der ersten Verhandlung vor dem Bezirksgericht faßte der Richter, nach einem Anerbieten des Klägers, den Beweisbeschluß, der Kläger habe binnen vierzehn Tagen den Koffer in den angegebenen Maßen herstellen zu lassen, und sich von einem Kleiderhändler solche Kleidungsstücke, wie zur Zeit des Brandes in dem Koffer lagen, zu beschaffen. Diese sollten dann in Gegenwart des Richters in den Koffer gelegt werden, damit sich das Gericht überzeugen könne, ob sie thatsächlich darin Platz finden.

Diese Probe fand nun letzthin statt; der Richter, sein Schriftführer, die Parteienvertreter und zwei Sachverständige hatten sich dazu eingefunden. Der neu hergestellte Koffer wurde vom Richter persönlich ausgemessen und die Maße richtig gefunden. Dann wurden die entsprechenden Kleidungsstücke bereitgelegt, gleichfalls den verbrannten entsprechend gefunden, und schließlich die Sachen in den Koffer gepackt. Das Ergebniß war eine glänzende Genugthuung des Klägers, zu welcher der Richter ihn beglückwünschte. Nachdem nämlich alle Kleider in den Koffer gelegt worden waren, packte der Kläger noch freiwillig einen Herrenpelz, einen leichteren Mentschikoff, einen schweren Mentschikoff, einen Ueberzieher, einen Ulster, einen vollständigen Anzug und eine Weste dazu und der Koffer ließ sich noch immer leicht schließen. Mit Rücksicht auf dieses glänzende Ergebniß der Packprobe, verpflichtete sich die beklagte Gesellschaft, den angesprochenen Betrag und vier Fünftel aller aufgelaufenen Kosten zu bezahlen.

Die größte Orchideensammlung des europäischen Kontinents

befindet sich in den Gewächshäusern von Schönbrunn bei Wien, welche über 25,000 Exemplare von Orchideen enthalten, die sich auf 1200 Arten, Spielarten und Kreuzungen vertheilen. Mit außerordentlicher Mühe und mit einem Studium der biologischen Eigenthümlichkeiten der merkwürdigen Orchideen-Familie, das den botanischen Gelehrten zur Ehre gereichen würde, hat man in Schönbrunn die Gewinnung neuer Orchideenformen durch künstliche Befruchtung der Blüthen erreicht. Die winzigen Orchideensamen, die wie trockenes Sägemehl aussehen und durch den leisesten Windhauch auseinandergeweht werden, wurden zu stattlichen Pflanzen erzogen, die im Frühjahr 1903 zur Blüthe gelangen werden. Besonders schön versprechen die Dendrobien der Schönbrunner Kulturen mit ihren meterlangen, verschwenderisch reichen Blumenrispen zu werden. Mit Rücksicht auf die bevorstehenden Festlichkeiten am Wiener Hofe, die durch die zwischen dem 20. und 23. Februar stattfindende Vermählung der Erzherzogin Elisabeth Amalia mit dem Prinzen Liechtenstein ihren glanzvollen Abschluß finden werden, trifft man schon jetzt in Schönbrunn die umfassendsten Vorbereitungen. Ganze Bouquets von Flieder, Azaleen und Camecilien werden in die Treibhäuser gebracht, um bei sorgfältiger Anwendung erhöhter Temperaturen bei Tag und Nacht, gerade für die bestimmten Festtage parat zu sein.

Unter Freundinnen.

Sie: „Ich werde auf dem nächsten Kostümball als „Märchen" gehen!"

Die gute Freundin: „Aha — „es war einmal"!"